

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 12 (1999)
Heft: 3

Artikel: Vom populären Sinn des Museums : Dagobert Duck als Kulturpolitiker
Autor: Heller, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-121069>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom populären Sinn des Museums

Der ägyptische Stararchitekt Kantengut hat die Ur-Pyramide entworfen. Direktor Schnarch und Donald Duck bringen sie ins Architekturmuseum Entenhausen. Nach allerhand Turbulenzen wird das Museum geschlossen; das kommt aber am Ende gut. Martin Heller, der künstlerische Direktor der Expo.01, kommentiert das Schicksal des Museumsdirektors Schnarch.

Im Bücherregal meiner siebenjährigen Tochter steht Walt Disneys «Lustiges Taschenbuch Nr. 228» neben Astrid Lindgrens «Karlsson vom Dach», den Abenteuern der Schlümpfe und einem Buch über die Spice Girls. Es enthält einen ungeschliffenen Diamanten der Kulturosoziologie: Die Geschichte von der Ur-Pyramide des ägyptischen Stararchitekten Kantengut und vom Entenhausener Architekturmuseum.

Populärliteratur interessiert ja aus mindestens zwei Gründen. Zum einen, weil sie verführerisch ist, auch dem zerstreuten Publikum zugänglich, oft wohlthuend trivial – sonst wäre sie nicht populär. Und weil sie, zum andern, Auskunft gibt über sensible Zonen der öffentlichen Meinung und über die mentale Disposition des Volkes, was wiederum bedeutet: von uns allen.

Aus solcher Perspektive entpuppt sich die Kantengut-Story als eine ebenso komplexe wie zutreffende Darstellung der Problemlage, in der sich Museen als Institutionen des Sammelns, Forschens und Vermittelns heute befinden. Bis hin zur Schlusspointe, die das Verhältnis zwischen Museum und Museumshop illusionslos neu bestimmt, werden nahezu sämtliche kulturellen wie ökonomischen Faktoren vorgeführt, die an dieser Lage beteiligt sind. Dabei klumpen sie sich um drei Themen: Rentabilitätsdruck, Kulturpolitik, Virtualisierung.

Rentabilitätsdruck

Im Laufe der letzten Jahre ist Kultur zur Wirtschaftsförderung mutiert. Festspiele, Ausstellungen, Openairs, Konzerte, Theatertreffen: Sie alle sollen das Geld, das die öffentliche Hand und Privatsponsoren investieren, wieder zurückfliessen lassen. Das kann direkt geschehen, durch Eintritte und Nebeneinnahmen, die mit den konkreten Anlässen unmittelbar verbunden sind, oder durch Umwegrentabilität – was nichts anderes meint als die Stimulierung sämtlicher Sparten touristischer Wertschöpfung. Was kein oder zu wenig Geld bringt, ist entweder gefährdet oder verkommt zur Nische. Interessan-

terweise haben die kulturellen Institutionen diese Argumentation unter dem Druck der Verhältnisse rasch verinnerlicht. Sie reden von Besucherquoten, Eigenfinanzierungsgrad und Merchandising mit einer vorausseilenden Geläufigkeit, die vor kurzem noch undenkbar schien. Fazit: Kultur ist Kulturökonomie, oder sie ist keine Kultur.

Natürlich stimmt das nicht. Aber die Gefahr ist gross, dass Simplifizierungen dieser Art selbstverständlich werden. Das hat wesentlich mit dem Image der Museen zu tun, in denen sammel-eifrige Weltfremdheit nistet, verkörpert durch Beamte auf Lebenszeit, gestützt durch einen hinfalligen Apparat. Und obschon die Wirklichkeit das Image längst überholt hat, stimmt dieses Klischee fatalerweise da und dort. Also ersetzt die Aktivierung von Feindbildern die Problemanalyse – Professor Schnarch und sein Faktotum Donald bringen ein ganzes System in Misskredit.

Zu analysieren bliebe nämlich einiges. Wo der Druck zum Zwang wird, macht er Programm. Diese Einsicht gilt für das geringste aller Dorfmuseen ebenso wie für die prestigebeladenen Luxusdampfer der Museumswelt. Wie weit sich Rentabilitätskriterien mit dem kulturellen Auftrag vertragen, bleibt allzu oft unbefragt. Nicht zufällig überwindet Direktor Schnarch die letzte Hemmschwelle in jenem Moment, in dem er – die lockende Finanzierung durch Dagobert Duck vor Augen – zur wissenschaftlich und ethisch gleichermaßen unkorrekten Falschinterpretation der entscheidenden Textstelle Hand bietet. Solche Praktiken haben Folgen, nach innen wie nach aussen.

Kulturpolitik

Der Rentabilitätsdruck ist nicht zu trennen von kulturpolitischen Entwicklungen. In Zeiten leerer Stadtkassen wird Kultur schnell einmal als Luxus verstanden. Entenhausen ist überall, und der Entenhausener Sparkommissar, der «unrentable oder gar unnötige Ämter und Abteilungen aus Kostengründen schliessen» soll, gehört zu einer

Wachstumsbranche. Auch im ideologischen Sinne: Ein unlängst in Zürich verteiltes Flugblatt der Schweizer Volkspartei listet als «Verschwendung» nicht nur die üblichen Sozialkredite an Randgruppen auf, sondern gleich die gesamten städtischen Kulturaufwendungen. Auch das erzeugt einen Druck, dem standgehalten werden muss. Zumal Dagobert den Sparjob nicht nur aus Rachegeleuten übernimmt, sondern damit im eigenen Interesse höhere Steuern vermeiden will.

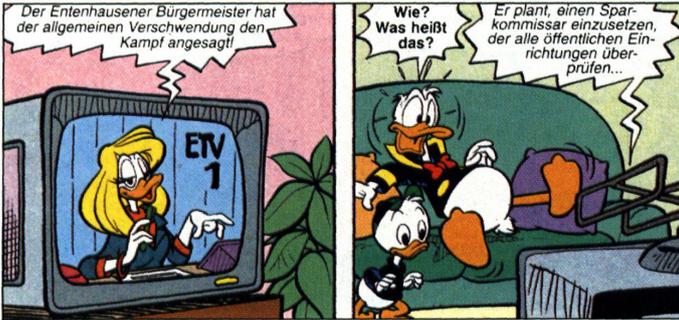
Kulturpolitik in der Demokratie verlangt kulturellen Einrichtungen je länger, je deutlicher einen konkreten Nutzen ab, der da heisst: Popularität, Bildungsnutzen, Besucherfreundlichkeit. Dagegen ist im Prinzip nichts einzuwenden – solange nicht, als derartige Empfehlungen ein Ideal beschreiben. Sobald daraus Imperative abgeleitet werden, erweist sich das Ideal als Eigentor. Weil damit ein Freiraum verspielt wird, der dem Museum offen stehen muss. Denn nur dieser Freiraum macht die Sache auf die Dauer interessant und verhindert, dass der Kulturbetrieb zur Betriebskultur verkommt und nur noch allseits bekömmliche Uniformität produziert. Schliesslich müssen wirklich anspruchsvolle Kunden – so die gängige Terminologie des New Public Management – herausgefordert und nicht bloss zufriedengestellt oder gar nur bedient werden.

In diesen Zusammenhang gehört weiter der Kern des Kantengut-Plots: Museen kann man nicht nur eröffnen, sondern auch schliessen. Diese Spielregel war der öffentlichen Institution Museum bisher fremd – die Zeit vergeht, die Museen bleiben. Aber in einer Zeit, in der private Museumsgründungen gleich reihenweise für neue Allianzen zwischen Kunst, Business, Wissenschaft, Mode, Unterhaltung, Architektur und individuellem Eigenlob sorgen, ist anscheinend vieles möglich. Nicht zufällig hat der zuständige Regierungsrat vor drei Jahren die Liquidierung des Museums für Gestaltung Basel samt Personal und Sammlungen mit dem Hinweis auf die Neugründun-



Und dafür verlangen Sie drei Taler Eintritt? So eine Unverschämtheit! Das ist ja Betrug!

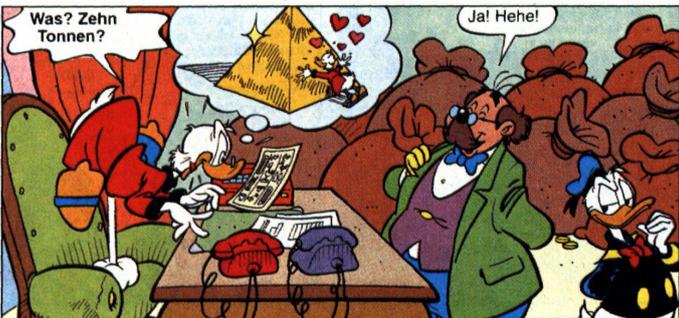
Dafür bin ich nicht verantwortlich! Ich bin nur der Aufseher!



Der Entenhausener Bürgermeister hat der allgemeinen Verschwendung den Kampf angesagt!

Wie? Was heißt das?

Er plant, einen Sparkommissar einzusetzen, der alle öffentlichen Einrichtungen überprüfen...



Was? Zehn Tonnen?

Ja! Hehe!



Nun, man klettert auf die höhere der beiden Pyramiden und peilt über die Spitze der niedrigeren diesen Punkt hier an! Etwa so!

Und da graben wir!



Hallo, Herr Professor!

Wie? Wo? Was? – Ach, Sie sind's, Donald!

Gähnt! Ich muß über meinen Hieroglyphen eingeknickt sein! Das passiert mir öfter!



Der Mann war Architekt und hieß Kantengut! Seine kleine Muster-Pyramide hat er aus einem Stein gehauen, ohne zu wissen, welchem Zweck sie mal dienen sollte!



Endlich nach stundenlanger, anstrengender Fahrt...

Wacht auf, ihr Schnarchtüten! Wir sind am Ziel!



Was für ein Glück! Die ganze schwere Arbeit mit dem Ausbuddeln und Transportieren der Pyramide konnten wir den Panzerknacker überlassen! Ist doch resig, oder?

Einfach pyramidal! Ihre Idee mit der Million Belohnung vom Museumsdirektor war geradezu genial, Donald!

gen der Fondation Beyeler oder des privaten Puppenmuseums entschuldigt.

Virtualisierung

Schon lange geht die Rede von der Ablösung unserer realen Wirklichkeit durch eine neue, virtuelle Welt. Dieser Diskurs hatte selbstverständlich Auswirkungen auf die Museen und ihr Selbstbild. Bis hin zur Vorstellung einer im Internet verfügbaren universalen Wunderkammer, eines musealen Schlaraffenlands, das sich vom Museum als Gefäß und als Denkraum emanzipiert. An diesem Horizont wetterleuchtete es, und der Widerschein dieses Leuchtens korrespondierte auf seltsame Weise mit dem Museumsboom der achtziger Jahre.

Mittlerweile ist ein Teil dieser Vorstellungen wahr geworden. Die Virtualisierung des Alltags bestimmt eine Vielzahl lebenspraktischer Zusammenhänge und Begriffe. Wir bewegen uns in einer Welt hybrider Realitäten, in der auch die Exponate des Museums nicht länger kraft ihrer spezifischen Materialität von bestimmten Sachverhalten Zeugnis ablegen, sondern ein Empfinden nähren, das kategorische Unterscheidungen zwischen «wirklich» und «unwirklich», zwischen «hier» und «dort» oder «echt» und «unecht» als irrelevant abweist. Gegenstände sind diesem Empfinden primär Spielzeuge, Materialproben, Versatzstücke, Indikatoren einer ästhetischen Unrast. Sicherheit darf von ihnen ebensowenig erwartet werden wie Beunruhigung; ihr Status hat sich unwiderruflich verändert.

Was hat das alles mit Entenhausen zu tun? Viel – wenn auch in einer bezeichnend gebrochenen Weise. Es gibt in der Dramaturgie der Kantengut-Story eine unkommentierte Wendung, an der die Geschichte scheinbar ins Schwimmen gerät. Jenen Moment nämlich, an dem die Pyramide endlich ausgestellt ist, attraktiv inszeniert, von den Zeitungen lanciert – ein Ereignis für Laien und Fachleute. Nur: Weder die einen noch die anderen interessieren sich dafür. Die Besucherströme bleiben aus; Donalds Hoffnung auf ebensoviele Schlaf

wie früher geht schneller als erwartet in Erfüllung.

Die vermeintliche Sensation ist also für den Fortgang der Erzählung bedeutungslos. Nicht nur deshalb, weil das Ursprungsland (eine Debatte, die zurzeit international hohe Wellen schlägt) die Pyramide zurückfordert und sie auch erhält, sondern weil selbst architektonische Inkunabeln sich der Konkurrenz zwischen historischem Raum und Cyberspace nicht zu entziehen vermögen.

Das Rätsel

Das also sind einige der Lehren, die in «Die Kantengut-Pyramide» zu finden sind. Ein Rätsel aber bleibt bestehen. Warum und wie in aller Welt kommt eine derart hellsichtige, intellektuell stimmige und anspruchsvoll witzige Geschichte in Walt Disneys «Lustiges Taschenbuch»?

Pädagogische Ansprüche im engeren Sinne fallen wohl ausser Betracht. Kinder werden diese Geschichte kaum anders lesen und verstehen als herkömmliche Disney-Comics.

Je länger ich darüber nachdenke, desto plausibler wird der Verdacht, für einmal sei ein Insider am Werk gewesen. Einer, der die Materie kennt wie sein Depot; der weiss, wovon Sponsoren träumen; der Leiden und Freuden seiner Arbeit mit einer Öffentlichkeit teilen musste, die ihre Inkompetenz als demokratische Sorge tarnt; einer, der seine Fantasie in langen Dienstjahren nicht verschüttet, sondern im Gegenteil geschärft hat.

Diesem unbekanntem Autor, dieser Autorin erweise ich meine Reverenz. Möglich, dass es sich dabei um ein Opfer jener Entwicklung handelt, die so überzeugend dargelegt wird. Möglich, dass gar Professor Schnarch mit von Blasen gequälten Händen seine eigene Geschichte zu Papier brachte. Zuzutrauen wäre es ihm. Denn Gelehrten seines Schlages ist zumindest etwas nicht fremd, was den Trendforschern, die sie ablösen, so ziemlich abhanden gekommen ist: Selbstironie.

Martin Heller



der Plackerei nach Entenhausen. Das Expeditionstrio kann sich mit Hilfe einer Kamelpatrouille der Wüstenpolizei befreien und findet ebenfalls zurück, nachdem Dagobert neben den übrigen Kosten auch für die Tempelreparatur aufkommen musste. Der Showdown beginnt – vorerst im Architekturmuseum, wo die Panzerknacker deprimiert und mit leeren



Händen abziehen müssen. Die Museumscrew triumphiert und hofft – «Je mehr Besucher, desto weniger Schlaf!» – auf moderate Auswirkungen ihres Erfolgs. Dagobert jedoch will seine Niederlage keineswegs hinnehmen. Eine Gegenexpertise der Hieroglyphen, die den ganzen Schwindel bestätigt, bringt ihn zur Weissglut. Zum neuen Sonderkommissar für die



Einsparung unnötiger öffentlicher Einrichtungen der Stadt Entenhausen ernennt, gilt seine erste Amtshandlung den Schlafplätzen im Architekturmuseum. Das Museum wird umgehend geschlossen, zumal der ägyptische Staat die illegal ausgeführte Pyramide zurückfordert, um sie in Kairo auszustellen. Schnarch und Donald erhalten die fristlose Kündigung. Ihr harter



sozialer Fall wird indessen durch eine Merchandising-Offensive Dagoberts abgedefert, die auch ohne das Original der Ur-Pyramide Gewinn einfahren soll: Die einstigen Kulturbeamten dürfen an Trennscheibe und Schleifmaschine tätig mithelfen, Kantenguts Ruhm mit Hilfe von Miniatur-Repliken aus echt ägyptischem Marmor in alle Welt zu verbreiten.

Quelle: Walt Disneys Lustiges Taschenbuch, Nr. 228, Ehapa Verlag / Egmont AG, © 1996 DISNEY ENTERPRISES INC. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Egmont AG.